



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

Volkfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 34.

Sonntag den 23. August 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich. Erhaltungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Hirtenbrief. — Wochenkalender. — Samariterdienste. — Aus dem Kalender der Woche. — Im Feldgottesdienst. — Allerlei über Kindererziehung. — Einer Mutter Gebet zur Kriseszeit. — Trost im Leid. — Mütter. — Geldentod.

Joseph Damian,

durch Gottes Erbarmung und die Gnade des hl. Apostol. Stuhles
Bischof von Sulda,

entbietet der Hochw. Geistlichkeit und den Gläubigen des Bistums
Gruß und Segen im Herrn.

In Christo geliebte Diözesanen!

Eine schwere Heimsuchung ist über unser geliebtes Vaterland gekommen. Die Geißel eines uns aufgezogenen Krieges, die während 44 Jahren besonders auch durch die Friedensliebe unseres Kaisers von uns abgewandt blieb, wird nun über uns geschwungen. Unsere Feinde haben sich die Hand gereicht und drohen wie mit einem Walle uns einzuschließen und bedrängen uns ringsum. Noch stehen wir am Beginne des Krieges; aber wie viel bitteres Weh hat er schon gebracht! Kaum eine Familie, die nicht den Vater, den Sohn, den Gatten hat scheiden sehen, um sie vielleicht nie wieder auf Erden zu begrüßen. Wie einsam ist es an so manchem häuslichen Herd geworden! Da wo früher Glück und Zufriedenheit wohnte, haben düstere Sorgen, Kummer und bange Befürchtungen ihren Einzug gehalten, und bald wird noch größeres Leid folgen. Wie so nahe liegt es, auf unser liebes Deutschland, seine Gemeinden und Familien das Klagegedicht des Propheten anzuwenden: „Wie sitzt so einsam die Stadt, einst an Volk so reich. Einer Witwe gleich ist geworden die Gebieterin der Völker. Sie weint des Nachts ohne Aufhören, und ihre Tränen fließen über ihre Wangen. Keiner von all' ihren Lieben tröstet sie. Alle ihre Freunde haben sie im Stiche gelassen und sind ihr zu Feinden geworden“ (Klagel. 1, 1).

Sollen wir nun in dieser betrübten Zeit uns von der Trauer überwältigen und ganz einnehmen lassen? Nein, das hieße nicht christlich leiden. Die allgemeine öffentliche Drangsal soll uns vielmehr Anlaß und Beweggrund werden zu gläubigem Anschluß und vertrauensvoller Hingabe an Gott, der die gegenwärtige Prüfung zugelassen hat und sie zu unserem Heile gereichen läßt, wofür wir auf die weisen und liebevollen Absichten seiner anbetungswürdigen Vorsehung eingehen.

Geliebte Diözesanen! Die Geschiede des einzelnen wie der Völker und Reiche ruhen in Gottes Hand. Unbeschadet der Freiheit des Willens, weiß er jede menschliche Tätigkeit und die Bestrebungen ganzer Nationen und Zeiten zu den hohen Zielen seiner Weltregierung, zu seiner und seines menschengewordenen Sohnes Verherrlichung hinzulenken. Schließlich soll und muß jeder Mensch und jedes Reich und das Menschengeschlecht sich mit der übrigen Schöpfung zum Preise und zur Anbetung Gottes vereinen, schließlich muß „jede Zunge bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Verherrlichung Gottes des Vaters“ (Philipp. 2, 11). Aber wie so leichtfertig

vergibt der Mensch, vergessen die Völker diese große Fundamentaltatsache ihrer Unterordnung unter Gott und Jesus Christus, besonders in den Tagen des Wohlstandes und des Friedens. Da läßt nun Gott zuweilen gewaltige Katastrophen hereinbrechen, um dem Menschengeschlecht bei all' dem Fortschritte, den er erreicht, bei der hohen Stellung, die er errungen hat, doch seine Ohnmacht und Anzulänglichlichkeit zum Bewußtsein zu bringen, ihn einsehen zu lassen, daß er sich nicht entziehen darf der Gewalt des Herrn und seines Gesalbten, den der Vater „bestellt hat zum Erlösen des Weltalls“ (Hebr. 1, 2), auf daß er „verkünde das Gesetz des Herrn“ (Ps. 2, 6), auf daß er „herrsche inmitten seiner Feinde“ (Ps. 109, 2).

So wollen wir denn die Lehre, die Gott durch die gegenwärtige Kriegsnot uns erteilt, zu Herzen nehmen, Gott und Jesum Christum in aller Demut herrschen lassen über uns, unsere Familien und Gemeinden. Möchten doch alle im weiten deutschen Reiche mit Gottes Gnade zu dieser Einsicht kommen! „Demütiget euch,“ so mahnt der hl. Petrus, „unter die gewaltige Hand Gottes, damit er euch erhöhe zur Zeit der Heimsuchung“ (1 Petr. 5, 6). Diese demütige Gesinnung macht uns wahrhaft groß in unserer Trübsal und Not. Wie hart schlug Gott den Job, als er den Verlust seiner Habe, den Tod seiner Kinder zuließ, ihn selbst heimsuchte mit Armut und schmerzlicher Krankheit! Aber welche Seelengröße offenbarte nicht der arme Dulder in seiner Unterwürfigkeit gegen Gott, da er bekannte: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen. Wie es dem Herrn gefallen, so ist es geschehen. Der Name des Herrn sei gebenedeit“ (Job 1, 21). So sollen auch wir jetzt, wo Gottes Hand so schwer auf uns ruht, den guten Ausgang des Krieges nicht allein von der Gerechtigkeit unserer Sache und der Tüchtigkeit unserer Krieger und Heerführer, sondern vor allem von der Barmherzigkeit Gottes, des allmächtigen Vaters der Schlachten in demütigem, vertrauensvollen und anhaltendem Gebete erleben, eingedenk der Versicherung des hl. Geistes: „Das Gebet des Demütigen dringt durch die Wolken“ (Sirach 35, 21).

Aus der Wurzel der Demut wachse dann die gottgefällige reumütige Bußgesinnung mit ernstem heilsamen Entschließen hervor. Wir wissen ja, daß die großen Drangsale, von denen die Weltgeschichte und die hl. Schrift uns berichten, nicht selten Strafergebnisse waren wegen der Ablehnung der Völker und Reiche von Gott. Wo gab es aber eine Zeit, die so ins Irdische und Sinnliche versunken, in stolzer Selbstüberhebung das Joch des Herrn von sich geworfen hat, wie unsere Zeit? Scheint es nicht, als sollte gerade jenes Volk, von dem wir so manches Schlimme gelernt und angenommen haben, in dem jetzt entbrannten Kriege uns aufrütteln, nachdem andere sonst so kräftige Mittel verschagt haben? O, eine wie gewaltige Bußpredigt ist doch der Schrecken

eines Krieges und der Donner der Geschütze, mächtiger als die Stimme der Propheten, eindringlicher als die Hirtenschreiben der Bischöfe, wirksamer als eine Volksmission oder der Ruf der Kirche in der österlichen Zeit! Lassen wir, geliebte Diözesanen, angesichts der Betrübnis, die über uns gekommen ist, und der noch bevorstehenden Leiden uns bestimmen zu wahrer aufrichtiger Buße, damit Gott so versöhnt werde und seinem Volke sich gnädig erweise.

Es war ein ergreifender aber auch tröstlicher Anblick, als die Tausende von Männern vor ihrer Abreise zum Kriegsschauplatz in die Kirchen eilten, im hl. Sakramente der Buße ihre Seelen läuterten und sich stärkten durch die Wegzehr des Leibes Christi zum guten, vielleicht letzten Kampf. Folgen wir, die wir zurückgeblieben sind, diesem erhebenden Beispiele. Machen wir ernst mit dem christlichen Leben und, nicht zufrieden mit unfruchtbaren Resolutionen, nehmen wir jetzt endlich, wo Gott so eindringlich mahnt, den entschiedenen Kampf auf gegen jene Gewohnheiten, die der christlichen Sitte und dem hl. Gebote Gottes widerstreben. Wenn dann aus neuem, wahrhaft bußfertigem Herzen das flehende Gebet für das bedrängte Vaterland zu Gott emporsteigt, wird er es sicher nicht verschmähen.

Geliebte Diözesanen! Die Gefahr liegt nahe, daß die Traurigkeit sich wie ein lähmendes Gewicht an unsere Seele hängt und uns von der pflichtmäßigen Arbeit und Erfüllung unserer Berufspflichten abhält, umsomehr, als viele Hände, die uns seither unterstützten, uns entzogen sind. Da müssen wir mit um so größerer Sorgfalt unseren Obliegenheiten nachkommen. Während draußen, fern der Heimat, die Gatten, Väter und Brüder so schwere heldenmütige Opfer bringen für uns und das gemeinsame Vaterland, dürfen wir zu Hause die Hände nicht träge in den Schoß legen. Das würde der großen, heiligen Sache nur zum Schaden gereichen. Vernachlässigt vor allem nicht die Erziehung eurer Kinder!

Unterstützt Euch ferner gegenseitig und helfet einander in den Haus- und Feldarbeiten, auch dann, wenn neben der gewährten Nahrung eine weitere Entlohnung wegen der Not nicht erwartet werden kann. Jetzt wo Gott durch gemeinsame Drangsal uns alle heimsucht, müssen wir von uns fernhalten alles, was uns trennen könnte: Abneigung, Feindschaft, Konkurrenz, oder gar wucherische Ausbeutung. Jetzt muß christliche Liebe und Barmherzigkeit über menschliche Schwächen und menschliches Elend den Sieg davontragen. Je größer die Not, um so größer soll unsere tätige, helfende, tröstende Liebe sein. Wenn unsere Mitmenschen von Armut oder Krankheit oder Todesfällen heimgesucht werden, soll es an unseren Almosen, an unserer Pflege, an unserem Troste nicht fehlen. Möge der Heiland, dessen mitleidiges Herz die trauernde Witwe von Naim und die weinenden Schwwestern des Lazarus tröstete, durch sein Beispiel uns alle aufrichten und durch seine Gnade stärken!

So wollen wir denn, geliebte Diözesanen, in Demut und Reue, in ernster Erfüllung unserer Berufspflichten, in Ausübung der Werke leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit an den Lebenden und Verstorbenen, unsererseits für das schwer bedrängte Vaterland sorgen, und während unsere Lieben auf dem Schlachtfelde Leben und Blut für uns opfern, wollen wir in heißem Gebete mit Gott ringen, daß er der gerechten Sache bald zum Siege ver helfe, „damit wir ohne Furcht, aus der Hand unserer Feinde befreit, ihm dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit alle Tage unseres Lebens.“ (Lut. 1, 74 f.).

„Der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, bewahre Eure Herzen und Eure Gedanken in Christo Jesu“ (Philipp. 4, 7).

Es segne Euch der allmächtige Gott, † der Vater und † der Sohn und † der heilige Geist. Amen.
Fulda, am Feste des hl. Laurentius den 10. August 1914.

† Joseph Damian, Bischof von Fulda.

Wochentalender.

- Sonntag, 23. August, 12. Sonntag nach Pfingsten.
- Montag, 24. August, Bartholomäus, Apostel.
- Dienstag, 25. August, Ludwig, König.
- Mittwoch, 26. August, Goban und Adelar, Martyrer; Zephyrin, Papst und Martyrer.
- Donnerstag, 27. August, Joseph von Galaf. Bek.
- Freitag, 28. August, Augustinus, Bisch. u. Kirchenlehrer.
- Samstag, 29. August, Enthauptung des hl. Johannes des Täufers, Sabina.

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samaritan.

Evangelium Lut. 10, 23—37.

Samariterdienste.

Die Schlacht ist in vollem Gange. Es krachen die Kanonen, es knattern die Gewehre, es plagen die Bomben, es tönen die Signale, es erschallen die Kommandos. Da prasseln die Kugeln wie Hagelkörner bei einem Gewitter. Manch einer der braven Soldaten wird vom feindlichen Geschos niedergestreckt wie die Eiche von einem Blizesstrahl. Von der bleichen Stirne rinnt das warme Blut. Doch siehe, da eilen zwei Männer herzu. An ihren Kleidern erstrahlt ein rotes Kreuz auf weißem Felde. Sie heben den Gefallenen auf, bringen ihn aus der Gefechtslinie, legen ihn auf eine Bahre und tragen ihn ins Feldlazarett, wo der Arzt die Wunde untersucht, verbindet und die nötigen Anordnungen trifft, die eine baldige Genesung hoffen lassen. Und wenn der Soldat aus seiner Ohnmacht wieder zu sich kommt und seine Augen aufschlägt, so findet er sich in einem weichen Bett, gehütet und gepflegt von einer barmherzigen Schwester.

Das sind die Samariterdienste unserer Tage. Der Samariter im heutigen Evangelium trifft einen Halbtoten, dem die Räuber Geld und Gut abgenommen, dem sie die Kleider vom Leibe gerissen, den sie übel zugerichtet haben. Auf den ersten Blick erkennt der Samarit in dem Verunglückten einen Juden, den er nach den Anschauungen seines Volkes als Feind betrachten muß. Dennoch läßt er ihn nicht hilflos liegen, wie der Priester und der Levit, sondern steigt herab von seinem Saumtier, beugt sich über den Verlassenen, nezt seine Lippen mit einem labenden Trank, träufelt Del und Wein in seine Wunden, legt den Verband an, hebt den Hilflosen auf sein eigenes Pferd und fährt ihn zu einer Herberge, wo er für dessen weitere Verpflegung Sorge trägt.

Unter diesem Bild verkörpert sich uns die Liebe unseres Heilandes, der vom Himmel niederstieg, der auf die Suche nach dem verirrtten Menschen gegangen, der für uns den schwächlichen Kreuzestod gelitten, der unsere Seelenwunden heilt mit seinem eigenen Blut, der uns neu belebt durch seine Gnade, der für uns Sorge trägt durch die Kirche und ihre Diener, der uns seinen Platz verschafft in der himmlischen Stadt Jerusalem.

Willst nicht auch du in die Fußstapfen deines Meisters eintreten? Dann mußt auch du Samariterdienste üben, mußt auch du um das Wohlergehen deines Nächsten besorgt sein. Niemand, sagt der hl. Johannes Chrysostomus, niemand kann sich mit der Hoffnung der ewigen Seligkeit schmeicheln, der nicht in irgend einer Weise für das Heil seines Nächsten bemüht ist. Und sage, wie kannst du anders deine Gottesliebe beweisen. Erinnere dich, in welchem Grad die Märtyrer die Gottesliebe bekundet haben, wie ein Petrus in Fesseln schmachtete, ein Paulus Geißelstreiche über sich ergehen ließ, ein Bartholomäus sich die Haut vom Leibe ziehen ließ, ein Laurentius auf glühendem Roste sich braten ließ, eine Blandina von einem wilden Stier auf die Hörner sich nehmen ließ. Zu solchen Heldentaten der Gottesliebe fehlt es jetzt an Gelegenheit, fehlt es vielleicht auch am nötigen Mut. Aber sieh, wie der Heiland dir die Gottesliebe erleichtert, indem er sie vertauscht mit der Nächstenliebe: das erste und größte Gebot, spricht er heute zu uns, das ist die Liebe zu Gott; aber ein zweites ist diesem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Von dieser Nächstenliebe waren edle Männer derart beseelt, daß sie vor keinem Opfer zurückschreckten. Wollte Gott, so sprach einst der berühmte englische Kanzler Thomas Morus, ich dürfte in einen Sack genäht und in die Themse geworfen werden um den Preis dreier Dinge: um den Frieden unter den christlichen Fürsten anstatt des ewigen Zwistes, um die Wiederherstellung der Glaubenseinheit statt der vielen Sekten, um die Schlichtung der Ehescheidungsklage des Königs statt des unheilvollen Aergernisses.

Kannst du dir jetzt denken, mein Christ, aus welchen Absichten der liebe Gott so manche Not und Trübsal kommen läßt? Wozu ist wohl diese Witwe da mit ihren kleinen Waisen? Daß du Gott liebest. Wozu ist dieser Arbeiter da, der krank im Spital liegt, während seine Kinder nichts zu essen haben? Daß du Gott liebest. Wozu geht dieser Bettler durch die Straßen mit Lumpen am Leib und Hunger im Gesicht? Daß du Gott liebest. Hilf dem Unglücklichen und du hast einen Akt der Liebe zu Gott geübt. Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, wird Christus sprechen, das habt ihr mir getan.

Will es dir nicht scheinen, als habe Gott diesen gegenwärtigen Krieg deswegen zugelassen, um wieder mehr Gottesliebe auf die Welt zu pflanzen? Der Krieg, die Frucht des Hasses, der Nährboden des Mordes und der Gewalttat, ist auch nach Gottes Absicht die Pflanzschule der Liebe, die Quelle unzähliger Samariterdienste.

Da sind die Krankenträger, die den Verwundeten aus dem Gesecht herausbringen, sind die Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen, die am Bette des Patienten wachen, sein Fieber beobachten, seinen Hunger stillen, seinen Durst löschen, sind die Ärzte, die den kunstgerechten Verband anlegen, die Schmerzen lindern, die Genesung in die Wege leiten. Da sind wieder andere, welche den Truppen auf ihrer Durchfahrt an den Bahnhöfen, auf ihrem Durchmarsch durch die Städte und Dörfer Speise und Trank und allerlei Liebesgaben verabreichen. Wieder andere nähen Kleider, stricken Strümpfe zur Ausrüstung für die Vaterlandsverteidiger. Nicht einmal die Kinder wollen bei diesem Weltstreit müßig gehen; mit ihren zarten Händen zupfen sie Fäden aus der Leinwand zum Auflegen für die Verwundeten. Reiche und Arme steuern Lebensmittel und Geld zusammen, um die Soldaten mit allem Nötigen zu versehen und ihnen eine Freude zu machen, damit sie um so bereitwilliger ihr Leben einsetzen für das Vaterland. Auch die Tagelöhnersfrau, deren Mann ins Feld ziehen mußte, die Mutter, die all ihre Söhne dem Vaterland zur Verfügung stellte, die Familien, die des Ernährers beraubt sind, werden nicht vergessen, sondern wohlthätige Gesehe und gute Menschen springen ihnen bei, daß sie nicht ausgehungen werden unter der Geißel des Krieges.

Und das Zeichen, unter dem all diese Liebeswerke stehen, das all diese Samariterdienste ermöglicht, sie organisiert und mit mildem Lichte verklärt, das ist das Zeichen des Kreuzes, an dem der Herr geblutet hat für das Heil der Welt. Aus Liebe zu deinem Gott, der dich erschaffen, aus Liebe zu deinem Heiland, der dich erlöst, aus Liebe zu deiner unsterblichen Seele, aus Liebe zum Vaterland, aus Liebe zu den Söhnen deines Volkes gefelle auch du dich zu den Scharen des „Roten Kreuzes“, befaße dich nach Möglichkeit mit Samariterdiensten, damit du aus dem Mund des Heilandes einst die Worte vernehmeft: was du dem geringsten meiner Brüder getan, das hast du mir getan.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Wahre Freiheit.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, sagt Altmeister Goethe im Vorspiel zu „Faust“. Von der Heiligenlegende aber kann man getrost behaupten, daß sie, die so viele Lebensbeschreibungen edler, heiligmässiger Menschen enthält, sogar jedem etwas bringt, der darin liest. Denn für jeden Menschen in jeder denkbaren Lebenslage findet sich in der großen Zahl doch ein Heiliger, aus dessen Lebenslauf für den besonderen Fall reiche Belehrung, ernste Mahnung oder wohlthuender Trost geschöpft werden kann. So zeigt das Lebensbild des großen heiligen Kirchenlehrer Augustinus, dessen Fest am 28. August in der katholischen Kirche gefeiert wird, den einzig möglichen Weg, den man beschreiten muß, wenn man aus der Umstrickung der Leidenschaft sich losmachen will, und löst dadurch die bange Verzweiflung, die sich in stillen überlegenden Stunden derer bemächtigt, die von Stufe zu Stufe gesunken und Sklaven der Laster geworden sind; sein Leben zeigt, daß für jeden noch Zeit zur Umkehr ist, wenn er sich nur des rechten Mittels bedienen will, das einzig und allein die Buße ist. Und damit dem Gefallenen das heimliche Bekenntnis der Sünden nicht schwer falle, gab Augustinus ein leuchtend Beispiel; sein ganzes sündhaftes, gottabgewandtes Leben vor seiner Belehrung legte er sogar offen vor aller Welt dar in dem einzigartigen Buche, das den Titel: „Bekennnisse“ führt. Er ging also über das Verlangte in heldenmütigem Entschlusse hinaus und tat mehr, als er tun mußte. Er war überzeugt, daß es des Menschen nicht unwürdig sei, begangenes Unrecht aufzudecken und zu bekennen; dadurch ist sein weitverbreitetes Buch eine Quelle des Segens für viele schon geworden, die gleich Augustinus sich von Gott weit, weit entfernt hatten, und noch heute predigt der große Kirchenlehrer — nach 1500 Jahren — durch dieses goldene Buch allen, die nach demselben greifen.

Er erzählt uns darin auch, was ihn verdarb. Vor allem war es die Lektüre schlechter Bücher, das Besuchen gottloser Theatervorstellungen, ganz besonders aber der Umgang mit ausgelassenen Kameraden. Darüber schreibt er: „Sagt der eine: „Sehen wir, tun wir's, da scheut sich der andere, nicht unverschämt zu sein.“

Was da St. Augustinus von sich selbst berichtet, trifft auch heutzutage bei tausenden und abertausenden jungen Leuten zu. Sie schämen sich, tugendhaft zu sein neben lasterhaften gleichaltrigen Jugendgenossen, und trachten daher, ihnen bald ebenbürtig zu werden. Ein guter Teil Menschenjucht ist auch dabei; man will wegen seiner Brauchheit und Unverdorbenheit nicht gehänselt und bespöttelt werden, und tut daher wie die anderen.

Da gilt bekanntlich in manchen jugendlichen Kreisen als ein starker Held, der im Alkoholgenusse das meiste leistet. Der Ruhm trinkt die andern; sie wollen nicht als Kinder verschrien sein, die nichts zu leisten vermögen. Also wird der Trunk geübt und wieder geübt, bis man gleich

istungsfähig ist und dann als vollwertig und
benbürtig anerkannt wird.

Ganz ähnlich ist's mit anderen Leidenschaften,
die hier lieber nicht aufgezählt werden mögen.
Stärker und einflussreicher als der besorgten
Eltern und Lehrer Rat und Zuspruch erweist sich
das verführerische Beispiel der Altersgenossen und
die Sucht, ja deren Beifall zu finden. Daher ist
es nicht gleichgültig, mit wem ein junger Mensch
Freundschaft schließt; Gesundheit, Jugend, Seelen-
reinheit und eine ganze Zukunft sind der Preis,
um den es sich hier handelt. Gar mancher mag
dann in Siechtum und angefaßtes eines vorzeitigen
Grabes diejenigen verfluchen, die durch ihr Wort
und Beispiel ihn so weit gebracht; es ist zu spät,
er hätte sich früher von ihnen abwenden müssen.
Die ehemalige gepriesene Freiheit hat sich als ein
Joch erwiesen, das er schleppen muß bis zum Ende
seiner Tage.

Das ist ja eben ein großer Irrtum eines
Teiles der Menschheit, zu meinen, die Gebote
Gottes und die sittlichen Satzungen der Kirche
bedeuteten eine Knebelung der Freiheit des Christen-
menschen. Gerade sie sind es, die auch auf die
irdische Wohlergehen und Wohlbestehen hinzielen;
wer ihnen folgt, ist wahrhaft frei, frei von Leiden-
schaften und Unsitte, frei auch von ihren oft ent-
setzlichen Folgen und Strafen. So sagt auch
Cicero: „Freiheit ist eines der köstlichsten Güter
der Menschen, aber nur jener ist frei, welcher sich
selbst beherrscht.“

Und etwas anderes will auch die Kirche nicht
von ihren Kindern. Es irrt derjenige, der glaubt
die menschliche Freiheit bestehe in dem Vermögen,
sündigen und Böses tun zu können. Denn dieses
Vermögen ist eigentlich nur eine Ohnmacht, eine
Begrenzung der Freiheit. Bestände die Freiheit
darin, da wäre ja Gott nicht frei, der nicht sün-
digen kann. Die wahre Freiheit besteht darin,
seine Natur zu überwinden, die unordentlichen
Triebe zu bestigen, nach dem Guten zu verlangen
und zu demselben sich zu entschließen. Das ist
christliche Freiheit, deren Wert sich besonders in
ihren Folgen zeigt diesseits und jenseits.

Der Kalenderschreiber.

Im Feldgottesdienst.

(Aus Kümmerl: Krieg 1870, Freiburg, Herder.)

Es war im Herbst 1870/71, welcher uns Deut-
schen, aber auch den Franzosen auf lange Zeit hinein
unvergesslich sein wird. In einem kleinen französi-
schen Dorfe lagen seit etwa drei Tagen deutsche
Truppen; sie durften sich einige Tage Ruhe gönnen,
nachdem Sedan gewonnen und Metz gefallen war.
Die Leute — es waren brave, süddeutsche Truppen
— hatten sich's denn auch nach Möglichkeit bequem zu
machen gesucht, wußte doch keiner, wie lange er Ruhe
hatte oder ob er nicht gar schon in den nächsten
Tagen zur ewigen Ruhe gebettet würde.

Es kam der Samstagabend, und die Mannschaften
erhielten Befehl, sich zur Kirchenparade zu rüsten
(wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf bei dem
Zustande, in dem sich die Monturen befanden);
auch wurde den ganzen Abend Beicht gehört, und als
der Sonntagmorgen heraufgekommen war, standen
die Kompagnien vor der Kirche.

Diese aber war fest verschlossen, und kein Mensch
zeigte sich in der Nähe. Der deutsche Feldgeistliche
und ein Offizier suchten und fanden schließlich den
Mesner. Der erklärte, er dürfe die Kirche nicht öff-
nen, der Maire (Ortsvorsteher) habe es untersagt.

Ein Offizier befahl ihm, zur Stelle zu bleiben,
damit man ihn zum Ausschließen habe, und verfügte
sich dann zum Maire. Dieser war in Verlegenheit.
„In einer Stunde,“ sagte er, „ist für unsere Ge-
meinde Gottesdienst — es könnte unliebame Stö-
rungen geben, und ich stehe für nichts.“

„Aber ich stehe dafür,“ sagte der Offizier, „daß
keine Störung vorkommt. Unsere Soldaten sind dis-
zipliniert; sie wollen ihren religiösen Pflichten nach-
kommen, und dafür werden Sie ihnen Ihr Gottes-
haus nicht verweigern. In einer Stunde sind wir
fertig, Ihr Gottesdienst kann dann beginnen, und
keiner unserer Leute wird dann während desselben
Ihre Ortsangehörigen stören.“

Der Maire schob die Schuld auf den Curé (Pfar-
rer); der habe die Erlaubnis zu geben.

Der Feldgeistliche und der Offizier gingen zu dem
ärmlichen Hause des Pfarrers. Dieser erschrak nicht
wenig, als er die beiden kommen sah. Dennoch wei-
gerte er sich entschieden: er werde sich selbst vor die
Kirchentür stellen, und nur über ihn hinweg gehe
der Weg zur Kirche; er lasse in seiner Kirche nicht
protestantischen Gottesdienst abhalten.

„Aber wir sind ja alle katholisch!“ entgegnete ihm
der Feldgeistliche.

Ungläubig horchte der Curé auf. „Die Pruf-
siens sind doch Protestanten!“ sagte er.

„Lange nicht alle, ein Drittel unserer Truppen
ist katholisch,“ erklärte ihm der deutsche Geistliche.
Nicht ohne Mißtrauen gab der Pfarrer endlich die
Eintwilligung, bedingte sich jedoch aus, in der Sa-
kristei anwesend sein zu dürfen, um sich zu überzeu-
gen, daß wirklich katholischer Gottesdienst gehalten
werde. Das wurde gern bewilligt, und so ließ er
an seinen Mesner den Befehl ergehen, die Kirchen-
tür zu öffnen. Der aber fand natürlich die Schlüssel
nicht und schimpfte und verpönte die deutschen
Teufel, bis ihm endlich der Standpunkt ernstlich klar
gemacht wurde. Da bekannte er, er habe den Schlüs-
sel im Felde draußen irgendwo vergraben.

„Wenn's wahr ist!“ sagte der Offizier entrüstet.
„Nun aber ist meine Geduld aus.“ Damit forderte
er den Bürgermeister auf, ihm durch einen Schlosser
die Kirche öffnen zu lassen. Es fand sich keiner im
Dorfe. Dagegen war von den Soldaten rasch ein
waderer Bayer zur Hand, ein Schlosser, der holte
aus der nächsten Werkstat die Werkzeuge, und in
fünf Minuten war die Tür geöffnet. Mit vor daß
funkelnden Augen stand die Menge aus dem Dorfe,
welche sich unterdessen versammelt hatte, ringsum.

„Einbruch“, „Gewalttat“, „Ueberrump“ — und
ähnliche Worte murmelten die feindlichen Leute un-
ter sich. Der französische Geistliche hatte die Sakristei
geöffnet und stand unter der Tür, wie jetzt die Sol-
daten in die Kirche traten. Lautlos schritten sie
hinein, verteilten sich schweigend in der Kirche, jeder
nahm das Weihwasser, besprengte und bekreuzte sich,
und vor dem Hochaltar mit dem Allerheiligsten beug-
ten sie tief und andächtig das Knie. Die ganze Kirche
war bis in den hintersten Winkel und bis vor den
Altar gefüllt mit Militär.

Aufmerksam hatte der französische Geistliche
dies angesehen: seine Ueberraschung wuchs, wie er
sah, daß die Leute, ohne ein Wort zu sprechen, re-
gungslos dastanden und auf den Beginn des Gottes-
dienstes warteten. Kein einziger war unter den
Soldaten, der nicht sein Gebetbüchlein bei sich gehabt
hätte, um vieler Hände, die vielleicht noch vor
wenigen Tagen mehr als einen Feind getötet hatten,
schlang sich jetzt der Rosenkranz. Manche beteten
flüsternd, andere waren in Betrachtungen versunken,
wieder andere sahen sich neugierig umher in der
Kirche um: unglücklich benahm sich kein einziger.

Jetzt erklang die Sakristeiglocke, und der Feld-
geistliche im Messgewande schritt zum Altare.

Auf der Orgelbank saß schon ein Musikfundiger
in der Montur, kräftig präladierend. Der Laut der
Orgel dämpfte sich zu mäßiger Zurückhaltung, und
jetzt begannen die deutschen Soldaten ihre schlichte
deutsche Messe zu singen. Aus vielleicht achthundert
Rehlen drang es mit eherner Kraft und Schönheit:

„Hier liegt vor deiner Majestät
Im Stau die Christenschar,
Das Herz zu dir, o Gott erhöht,
Die Augen zum Altar.
Schent uns, o Vater, deine Guld
Bergib uns unsere Sündenschuld;
O Gott, vor deinem Angesicht
Verstoß uns arme Sünder nicht!“

Viele hundert Stunden weit drüber über dem
Rhein hatten die Soldaten das alte Kirchenlied ge-
lernt und gesungen in ihrer Heimat, der eine da, der
andere dort — heute legten sie auf fremder Erde von
ihrem gemeinsamen Glauben Zeugnis ab. Ob nicht
mancher dabei auch heim dachte an seine Kirche, wo
jetzt wohl zur gleichen Zeit Vater und Mutter, Bru-
der und Schwester, Frau oder Braut für ihn beteten?

Nachdem das Gloria gesungen war, folgte die
Predigt des Feldgeistlichen. Sie war kurz, aber kräf-
tig und zu Herzen gehend. Und kein Wort ging ver-
loren: mochte vielleicht mancher dabei nicht be-
sonders aufmerksam gewesen sein — Rot lehrte beten
und auf die Predigt hören. Kein Auge wandte sich
von dem Prediger bis zum Schlusse. Die heilige

Messe ging weiter. Jetzt kam das Sanctus und die
Wandlung. In lautloser Still lag die Mannschaft
auf den Knien.

Leise begann nach längerer Pause die Orgel wie-
der, und der demutvolle Gesang stieg zum Himmel
auf:

„Nicht würdig bin ich Armer
Mich deinem Tisch zu nahen,
Du aber siehst, Erbarmen,
Du aber siehst, Erbarmen,
Mein Sehnen gnädig an.
Ich glaube deinem Worte,
Vergebung ist bei dir,
Und offen steht die Pforte
Der Seligkeit auch mir.“

Der Soldat, der im Felde steht, weiß am besten,
welch besondere Bedeutung die letzten Worte für
ihn haben.

Jetzt war die Kommunion des Priesters vorbei,
die Ministranten beteten das Confitour, und zum
Altare schritten mehr als 200 Soldaten, um den
Leib des Herrn zu empfangen. Schlicht und unge-
ziert traten sie heran, eben nach militärischer Art
sich gebend, aber ihr Angesicht predigte deutlich den
heiligen Ernst, der in ihnen wohnte. Der franzö-
sische Pfarrer aber, welcher während der heiligen
Messe in dem Beistuhl neben der Sakristeitüre kniete
und alles sah und hörte, er neigte sein Haupt und
— weinte.

Waren das die Barbaren, die Ungeheuer, die
Kirchenstörer, die Gottesfeinde? — Er hatte die
deutschen Soldaten jetzt von einer anderen Seite
kennen gelernt.

Der Gottesdienst war zu Ende. Lautlos, in
strengster Ordnung, wie sie gekommen waren, ver-
ließen die Soldaten die Kirche; jeder beugte sein
Knie vor dem Allerheiligsten, ehe er ging.

Der Feldgeistliche hatte seine Dankagung voll-
endet; er wollte sich entfernen. Aber der franzö-
sische Pfarrer erwartete ihn an der Tür, zog ihn
in die Sakristei und sagte tief ernst und bewegt:
„Nun begreife ich vollständig die wunderbaren Siegi-
der deutschen Armee. Ein Heer, das so betet, ist un-
widerstehlich. O, wieviel muß ich zurücknehmen von
den Vorurteilen, die ich gegen die Deutschen hatte!
Ich bin tief beschämt. Ja, wenn wir solche Män-
ner hätten! Ist es ein Wunder, wenn die Armee
eines Landes zu Grunde geht, in welchem die Män-
ner es für eine Schande halten, zu beten und den
Sonntag zu heiligen und in welchem von den-
jenigen, die noch beten, wiederum die Hälfte meint,
dem lieben Gott eine besondere Ehre anzutun da-
durch, daß sie noch an ihn glauben? Ihren Leuten
spricht die Kraft, die Unverdorbenheit, der Glaube,
der Gehorsam aus dem Angesichte; ich will nicht
weiter damit vergleichen, wie ich unsere Soldaten
und sonstigen jungen Leute sich in der Kirche auf-
führen sehe; es ist genug, ich begreife alles. Um
unserer gemeinsamen katholischen Kirche willen
freut mich dieses herrliche Zeugnis, welches ihre
Soldaten abgelegt haben, aber um des Vergleichs
mit unsern Männern und um meines französischen
Patriotismus willen zerreißt es mir das Herz. Ja
ich begreife; ich begreife . . .!“

Das war das Ende jenes deutschen katholischen
Feldgottesdienstes vom letzten Kriege, der sogar
einen Geistlichen bekehrt hatte. —

Gott sei Dank ist dieser Geist der Religiosität im
deutschen Heer nicht erloschen, ja man kann wohl
ohne Uebertreibung sagen, daß er noch lebendiger
geworden ist. Wer sich daran erinnert, wie Tausende
von jungen Leuten sich durch Rekrutenexer-
zitiien auf den Heeresdienst vorbereitet haben, wer
weiß, wie auch von Vorgesetzten auf den Be-
such des Militärgottesdienstes und den
Empfang der Sakramente gedrungen wird,
wer erfährt, wie so viele Soldaten während ihrer
Dienstzeit mit ihrem Heimatpfarrer in brieflichen Ver-
kehr bleiben und während ihres Urlaubs regelmäßig
auch im Beichtstuhl und an der Kommunionbank er-
scheinen, wer vollends sich jetzt überzeugen konnte,
wie alle ohne Ausnahme, die da zur Verteidi-
gung des Vaterlandes hinausgezogen sind,
vorher mit unserem Herrgott sich ausgesöhnt
und ihn als besten Begleiter mitgenom-
men haben in den harten Kampf, wer das alles sich
gegenwärtig in diesen ersten Stunden, die über
Deutschlands Zukunft entscheiden, der wird darin die
sicherste Bürgschaft erblicken, daß das deutsche Heer
seinen alten Ruhm, der über die ganze Erde hin-
glänzt, auch bei diesem Ringen sich bewahren wird.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung. Die Zuchtmittel.

Mit dem **Strasskapitel** sind wir immer noch nicht fertig. Nicht gedankenlos, gewohnheitsmäßig und summarisch soll gestraft werden, sagten wir das letztemal. Auch die Frage, **womit** die körperliche Züchtigung ausgeführt werden soll, ist noch zu beantworten. Jedenfalls soll nicht das „erste Beste“ gebraucht werden, was leider gar manchmal geschieht, besonders wenn im ersten Zorn gestraft wird, nicht Ausklopper, Schürhaken, Besenstiel, Hundepfeife, denn das ist sicher nicht das Beste. Ich habe einmal gesehen, wie eine Mutter ihren Jungen mit dem Stielende einer Düngergabel bearbeitete, — die, nebenbei bemerkt, kurz vorher sich höchlichst darüber entrüstet hatte, daß ihr Prinz wegen wiederholter Ungezogenheiten in der Kirche einige harmlose Klapsse bekommen hatte. Es wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn die Eltern oder der Erzieher, die ja manchmal in die Lage kommen, auf der Stelle züchtigen zu müssen, um, wie Overberg sagt, „ein sonst unvermeidliches Uebel zu verhindern“, mit der flachen Hand — nicht aber mit der Faust — einige Schläge auszuheilen. „Am schädlichsten und zweckmäßigsten aber bedient man sich“, sagt der Pädagoge Allerer, „nach dem Rate des weisen Sirach der „Kute“, worunter man aber, wie wir dafür halten und empfehlen möchten, keineswegs ein von dünnen Reifern zusammengebundenes Beslein, sondern ein mäßig dickes Stöcklein verstehen soll“. Auch Bischof Sailer sagt (Ueber Erziehung für Erzieher), „man solle unter den körperlichen Strafmitteln für jüngere Jüglinge die Kute als das schädlichste, unschädlichste und eingreifendste im Besitz ihres Vorranges lassen, da der Gebrauch der Wölter — die einstimmige beharrende Volksstimme — sie gewissermaßen geheiligt habe.“ Auch Alban Stolz in seiner „Erziehungskunst“ spricht sich ähnlich aus. „Die zweckmäßigste Strafe . . . besteht darin, daß der junge Missetäter auf eine Bank oder einen Stuhl sich legen muß, oder gelegt wird, und dann in aller Gelassenheit und Festigkeit die bestimmten Sätze mit einem **Möhrlein** zugemessen bekommt auf den Teil des Leibes, welcher ohne Schaden scharf traktiert werden kann“ schreibt er. Damit ist auch die weitere Frage nach dem **wohin** beantwortet. „Was der Einsalt nur erscheint als ein Instrument zum Sitzen, dieses wissen harte Männer pädagogisch (erzieherisch) auszunützen.“ So lautet ein Verschen eines humorvollen Dichters unserer Tage, und wenn man auch wenig Poesie darin finden mag, daß sich das Unwetter der Strafe auf dem Pol entladen soll, welcher dem Sitze der von dem zu Strafenden verleugneten Vernunft entgegengesetzt ist, so spricht dafür doch eine alte und bewährte Praxis. Die Stärke der an der betr. Stelle vorhandenen Muskeln läßt eine empfindliche Züchtigung ohne Schaden zu, und die dabei notwendige, gebeugte und gedemütigte Leibeslage des der Beugung und Verdemütigung sehr bedürftigen jungen Missetäters dürfte sich nicht als unwirksam erweisen. Bei der Gelegenheit wollen wir noch eine Mahnung von **Alban Stolz** hersehen, die vielleicht auch hier und da angebracht ist. „Unschön ist zwar alles Schlagen“, sagt er, „aber mit Ruten auf den entblößten Leib schlagen, ist nicht nur häßlich, sondern auch eine grobe Verletzung des Schamgefühls und eine wüste Gewalttätigkeit, die bei reiferen Kindern auch das Ehrgefühl verletzt.“ „Da man“, schreibt er weiter, „ohne diese Unanständigkeit ebenso wirksame Schläge beibringen kann, so ist es zu verwundern, wie selbst in christlichen Familien diese Art der Züchtigung vorkommen mag.“ (Fortsetzung folgt)

Einer Mutter Gebet zur Kriegszeit.

Herr, Du liehest mich auf Erden
Wadrer Söhne Mutter werden:
Sei dafür gepriesen heut!
Dein sind sie mit Leib und Leben,
Dir muß ich sie wieder geben,
Wenn Dein Wille das gebent!

Dir hab ich sie groß gezogen,
Hab durch ihrer Jugend Wogen
Tren gelenkt ihr kleines Boot.
Nun sie stark und mündig waren,
Sind sie kühn davongefahren
Auf des Kaisers erst Gebot.

Einsam bet ich in der Kammer,
Draußen weint der Kleinen Jammer,
Doch mein Herz ist still und stark.
Eine Mutter darf nicht klagen
Wenn die Söhne alles wagen
Für den Schutz der Landesmark.

Eines will ich nur erleben:
Laß sie dort als Helden stehen,
Wo Dein Wink sie hingefandt!
Such sie Dir im Schlachtgewimmel:
Ihre Seelen für den Himmel
Und ihr Herz fürs Vaterland!

Ludwig Rüdling.

Trost im Leid.

In **Birkenstein** (Oberbayern) als einsamer Sommergast! Sonst voll von Gästen! Nun leer und ausgestorben — der Krieg. Aber die Gnadenkapelle den ganzen Tag überfüllt! Heute fast lauter junge Burschen! Ueber hundert soll bis Mittag der Wallfahrtspriester schon Beicht gehört haben. Und Einer sagte mir: „So, jeh! kann's los gehen. Ich bin bereit.“ Die Nacht des hl. Glaubens! Brennende Kerzen opfern sie noch — Op'erklammen hier und dort — tote und lebende — dann hinauf aufs Rad und fort! In den Krieg!

Und so ging's fort die ganze Woche hindurch. Später Männer in gereiften Jahren mit langen Bärten und rauhem sonnenverbranntem Gesicht. Landwehrmänner! Meist das Weib an der Seite, ernst und weinend. Aber der Mann selbst! Wie von Erz! „Wenn nur die Weiber nicht weinen, die machen uns den Gang etwas schwer“ — meint einer treuherzig. Aber auch die Frau holt sich Trost und empfängt mit dem Gefährten das Brot des Lebens — ernst gehen sie heim, aber voll heiligen Opfergeistes. Die Nacht des Glaubens!

Die Männer werden immer weniger. Der Landsturm noch und solche, die später einrücken. Aber nun kommen Haufen von Frauen und Mädchen. Alle holen sich Trost und beten vor der Madonna für die Lieben draußen im Feld. Sieben Kerzen steckt eine auf. Ich frage sie: „Sechs Buben, lieber Herr und einen Schwiegerjohn“ — dann aber weint sie und sucht den Beichtstuhl auf.

Und heute, als ich fortwandere ein Bild, mir unvergesslich: Ein Kinderwagen nach dem anderen! In jedem zwei, drei Kinder. Frauen schieben die Equipage aufwärts — sind Mütter, die zur Madonna gehen und für die Männer beten. Arme Bergwerksfrauen von Hausham. Die ganze Familie hat sich Maria verlobt. „Und wenn die Männer wieder kommen, gibts ein schönes Botiobild“ — sagt die eine. „Keut loans“ — meint die andere.

Not lehrt beten — und glücklich ein Volk, das noch beten kann! Und glücklich eine Gegend, die ein solches Gnadenkirchlein hat, wie die Bergbauern, wo sie Kraft zum Kampf und Kraft zur Trennung finden. Nur der Wallfahrtspriester dort erbat mich in dieser Zeit. Doch andere glücklich machen, macht selber glücklich. Und ins Fremdenbuch in der Hütte hat er ein Liedchen geschrieben, das wohl Gedanken seines Herzens wiedergibt:

Fest steht und treu die Wacht am Rhein
Und oben wacht am Birkenstein
Maria mit dem Kindelein!
Und wenn sie dann wieder nach Hause gehen
Tiroler und Bayern — auf Wiedersehen!

Möchte überall in unserem Vaterland das gläubige Volk in diesen schweren Tagen hinein zu den Gnadenkapellen und Wallfahrtsorten der lieben Gottesmutter; sie wird allen, die da kommen, Trost und Hilfe spenden für das kummererfüllte Herz.

Mütter.

Ein Stimmungsbild.

In dem lauten, hastenden, fiebernden, begeisterten Berlin sehe ich ein stilles Martyrium.
Wie eine Krone liegt's auf dem Scheitel der

schlichten Arbeiterin und auf dem Haar der Aristokratin.

Ich besuchte die Gattin eines hohen Offiziers. Innerhalb vierundzwanzig Stunden waren ihr Mann und drei Söhne einberufen worden — nun war sie allein. Sie hatte nur für ihre „Bier“ gelebt. . . .

Bange schaute ich sie an. Sie war sehr blaß, aber ihre Augen leuchteten. Sie sprach auch nicht von dem herben Verlust, sie arbeitete.

„Ich will Kinder von Einberufenen zu mir nehmen“, sagte sie, „meine alte Köchin ist damit einverstanden, ich habe dann tüchtig etwas um die Ohren und reichlich zu sorgen. Mein Hausmädchen ist eine tüchtige Kraft vom Lande, die will ich für Erntearbeit beurlauben. Gerade eben sind wir beim Aufräumen des Saales, ich will Betten hineinstellen, man kann nicht wissen . . . Das kleinere Zimmer bekommt unser Plarzer für Viebesgaben. Was soll ich mit all den Räumen, es ist ja so“ . . . Ihre Stimme schwankte, und ich vollendete innerlich den Satz: „Ja, es ist leer um dich geworden, arme Mutter, aber du gehst einen guten Weg.“ —

An demselben Tage fand ich auf einer Bank in der Nähe der Siegessäule eine Arbeiterin sitzen. Die Tränen liefen ihr über das faltige Gesicht, sie versuchte hastig, sie mit dem Handrücken zu trocknen.

Ich strich sacht über ihre Schulter: „Kann ich Ihnen helfen?“ Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn ich doch nur nicht weinen müßte“, meinte sie, „die Schwiegerdochter kommt gleich mit dem Kind zurück vom Lehrter, da fährt abends ihr Mann ab. Ich wer so jern mitgegangen, es is ja mein Ein'jer . . . zu jern . . . aber nee — ich wollt' der jungen Frau den Abschied allein jönnen. Un nu muß ich stark sind, muß vor meinen Sohn mitarbeiten, die Schwiegerdochter is man jart.“ . . .

Gut ab vor dir, tapfere Mutter.

Dein Sohn soll erst zeigen was, er draußen kann, du hast dein starkes, mutiges Herz schon bewiesen.

Still schritt sie heim. —

Im Bororte Lankwitz spielten ein paar Buben vor unserm Hause. Auf einem Ball von aufgerissenen Pflastersteinen stand der siebenjährige Anführer. „Puff!“ schrie er, mit seinem Stocke zielend, und noch einmal „Puff!!!“ So, nun seid ihr alle dot, Russen und Franzosen un Engelländer, jeh man nach Hause, ihr seid dot, ich spiele nich mehr.“

„Hör mal, du tapfere General“, fragte ich, „weißt du auch schon, daß Lüttich gefallen ist? Eine große, feindliche Festung haben die Deutschen genommen!“

„Det kann stimmen“, entgegnete ruhig der Knirps. „Jestern is Bata abjereist, un Mutta, sagt, wenn der erst in Frankreich is, denn siejen wir egal.“

Da stapfte er hin, der blonde Junge, heim zu seiner braven „Mutta“.

Gut ab! Gut ab vor all den Müttern, die jehz so stillen, herben Kampf kämpfen, jede einzelne eine Maria mit sieben Schwertern im Herzen.

Und die doch so fröhlich sind, so voll Vertrauen. Aus ihrer Dornenkrone werden leuchtende Rosen blühen. . . .

Sei gesegnet, reiches Deutschland!

Heldentod.

Wer mutig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.
(Körner, Prinz)